

Wege und Abwege digitaler Forschung

Die Konferenz „Digital Humanities“ bot für Sprach- und Literaturwissenschaftler wertvolle Perspektiven, aber auch manches Statistik-Geklingel.

Schon 1901 gab es in England einen riesigen Videospiel-Boom. Wie lässt sich dieses medienhistorische Mirakel im Todesjahr Königin Viktorias erklären? Die Antwort liefert die Texterkennungsoftware von Google Books. Aus unklaren Gründen vermochte sie eine große Zahl englischer Buchtitel aus dem Jahr 1901 nicht korrekt zu lesen und wies ihnen den Unsinn-Namen „XBox“ zu, was dieses Wort zu einem statistischen Spitzenreiter des Jahres machte. Wirklichkeit wurde „XBox“ erst exakt ein Jahrhundert später, als eine Videospiel-Konsole dieses Namens auf den Markt kam. Anekdoten über die subtilen Streiche, die die massenhafte Digitalisierung von Texten und Bildern dem Geisteswissenschaftler spielen kann, kursierten reichlich auf der internationalen Tagung „Digital Humanities“, die kürzlich an der Universität Hamburg stattfand.

Doch das tat der Überzeugung, dass der Schwenk von der hermeneutischen Ergründung einzelner exemplarischer Werke zur statistischen Auswertung riesiger digitaler Datenmengen neue geisteswissenschaftliche Forschungshorizonte eröffnen, keinen Abbruch. Dem hochgesteckten Anspruch am nächsten kamen in Hamburg die sprachwissenschaftlichen Projekte. Von einem neuen Paradigma kann hier allerdings kaum die Rede sein, in manchen Bereichen der Linguistik bedient man sich der elektronischen Datenverarbeitung schon seit der Lochkarten-Ära. Die Möglichkeit, riesige Sammlungen von Wörtern, Sätzen und Texten per Internet mit Hilfe komfortabler Benutzeroberflächen nach unterschiedlichsten Kriterien zu durchsuchen und so sprachliche Trends nicht nur zu erahnen, sondern statistisch zu belegen, ist allerdings eine jüngere Entwicklung.

Welches Potential sich hier bietet, zeigte Alexander Marc (Glasgow) am Beispiel des „Historical Thesaurus of English“. Dieses Wortkorpus, eines der größten weltweit, gliedert den Wortschatz der gesamten englischen Sprachgeschichte nach Bedeutungsverwandtschaften. Außerdem erhält jedes Wort je nach Alter einen nach Heiligkeit abgestuften Farbtönen und erscheint so auf dem Bildschirm als ein Knoten in einem äußerst komplexen Gewebe. Der Wortschatz der Gegenwart präsentiert sich auf diese Weise als ein gigantisches Patchworkmuster, in dem neue kreierte Wortfelder der Wissenschaft, Technik oder Popkultur als große, hell leuchtende „Teppich-Flecken“, umgeben von älteren Arealen, erscheinen. Je tiefer man in frühere Sprachschichten hinabsteigt, desto geringer sind die Innovationen im Vokabular und desto ausgeglichener zeigt sich das Verteilungsmuster zwischen alten und neuen Wörtern. Solche Visualisierungen mögen auch einen Ersatz bieten für den sinnlichen Eindruck, den früher das Durchblättern eines gedruckten Wörterbuchs von der Vielfalt und dem historischen Gehwachsenheit des Wortschatzes vermittelte – eine Erfahrung, die durch die Nutzung der Suchfunktionen von Internet-Wörterverzeichnissen zunehmend verlorengeht.

Aktuelle Sprachentwicklungen zu dokumentieren ist das Ziel des „Deutschen Referenzkorpus zur internetbasierten Kommunikation“, das an der Technischen Universität Dortmund und der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften entsteht. Erfasst und aufbereitet wird die Sprache der Internetforen, sozialen Netzwerke, Chat-Räume, Blogs und der Twitter-Kommunikation. Dabei geht es nicht nur um typische Neu-Wörter wie funzen (funktionieren) oder gruscheln (grüßen und kuscheln) oder die bekannten Emoticons, sondern auch um die Auswirkungen des Netzjargons auf den allgemeinen Sprach-

gebrauch. Wie verändert sich beispielsweise die Bedeutung von „Freund“ durch den Gebrauch, der von diesem Wort in den sozialen Netzwerken gemacht wird? Allerdings sind der Datenerhebung Grenzen gesetzt, denn die vielen ungeklärten Probleme des Urheber- und Datenschutzrechtes im Netz betreffen auch solche Forschungsvorhaben: Bislang müssen sich die Korpus-Linguisten auf Quellen beschränken, für die eine ausdrückliche Erlaubnis zur wissenschaftlichen Nutzung besteht.

Ein Asyl bietet die Digitalisierung vielen kleineren, vom Aussterben bedrohten Sprachen, zu denen Schätzungen zufolge etwa die Hälfte aller 6500 noch existierenden Sprachen zählt. In Hamburg wurden zahlreiche Datenbanken und Internetplattformen präsentiert, die nicht nur der Dokumentation und Erforschung des aufgezeichneten Sprachmaterials dienen, sondern auch die Teilhabe der betroffenen Sprachgemeinschaften ermöglichen sollen. Ob die Hoffnung, auf diese Weise zum Überleben der bedrohten Idiome beizutragen, sich erfüllen wird?

Für die digitalen Philologien ist die entscheidende Einheit ihrer Speicher- und Rechenoperationen das Wort, weil sich Wörter im Vergleich zu Satz- und Textstrukturen bedeutend leichter erfassen und quantifizieren lassen. Das hat gravierende Konsequenzen für die literaturwissenschaftliche Forschung, die einen Schwerpunkt in der automatisierten Analyse literarischer Stile hat: Einerseits ermöglicht die Computerunterstützung, große Mengen an Werken auf stilistische Tendenzen und die prägende Wirkung einzelner Autoren hin zu untersuchen, andererseits wird der Stil-Begriff nun häufig auf das Auszählen markanter Wörter und Satzzeichen vereinfacht. So wirkt es zwar imposant, wenn der Literaturwissenschaftler Matthew Jockers (Stanford) durch die „stilometrische“ Auswertung von über 3000 Büchern der englischsprachigen Belletristik des späten achtzehnten und des neunzehnten Jahrhunderts zu dem Ergebnis kommt, dass Jane Austen und Walter Scott die stilistisch-thematischen Leitfiguren – das „literarische Genom“ – dieser Epoche waren. Aber welche literaturgeschichtliche Aussagekraft hat dieser Befund, wenn Satzmuster, rhetorische Figuren und Erzähltechniken unberücksichtigt bleiben?

In Hamburg wurde deutlich, welche Rolle Google im Feld der digitalen, quantitativ orientierten Geisteswissenschaften spielt. Das betrifft zum einen die Daten und die Instrumente der Analyse: Etliche Forschungsprojekte bedienen sich der durch Google digitalisierten Buch-Korpora, die zwar riesig sind, aber trotzdem hinsichtlich ihrer Repräsentativität Beschränkungen aufweisen, die man in Kauf nehmen muss. Zunehmender Beliebtheit erfreut sich auch der „Google Ngram Viewer“, eine Suchmaschine, die diese Datenmengen auf „N-Gramme“ – beliebige Buchstaben-, Silben- oder Wortkombinationen – durchsucht und ihre Häufigkeit im zeitlichen Verlauf ermittelt. Dabei gehen die Anwendungen über rein sprachbezogene Fragestellungen längst hinaus. Der Anspruch des Computerwissenschaftlers Patrick Juola (Duchesne), „kulturelle Komplexität“ mit Hilfe von N-Gramm-Analysen zu messen, zeigt, wie der Sog der Quantifizierung in die Simplifizierung führen kann. Google ist indes nicht nur durch seine Produkte, sondern auch als Forschungsförderer präsent: Das Unternehmen sponserte einen Teil des Hamburger Tagungsprogramms, und der Besuch des Direktors des „Google Cultural Institute“, Steve Crossan, demonstriert die Aufmerksamkeit, die man diesem wissenschaftlichen Feld entgegenbringt.

Google-Gelder fließen auch direkt in Forschungsvorhaben. Zu den gefördernten Projekten gehört beispielsweise eine Software für die literaturwissenschaftliche Text-Analyse, entwickelt vom Hamburger Germanisten Jan Christoph Meister und seinem Team. Meister, der die Tagung in Hamburg organisierte, sieht hinter dem Google-Engagement zur Zeit keine konkreten Verwertungsabsichten. Es handelt sich seiner Einschätzung nach bislang eher um Risikokapital, das der Konzern in eine mögliche Zukunft investiert. WOLFGANG KRISCHKE

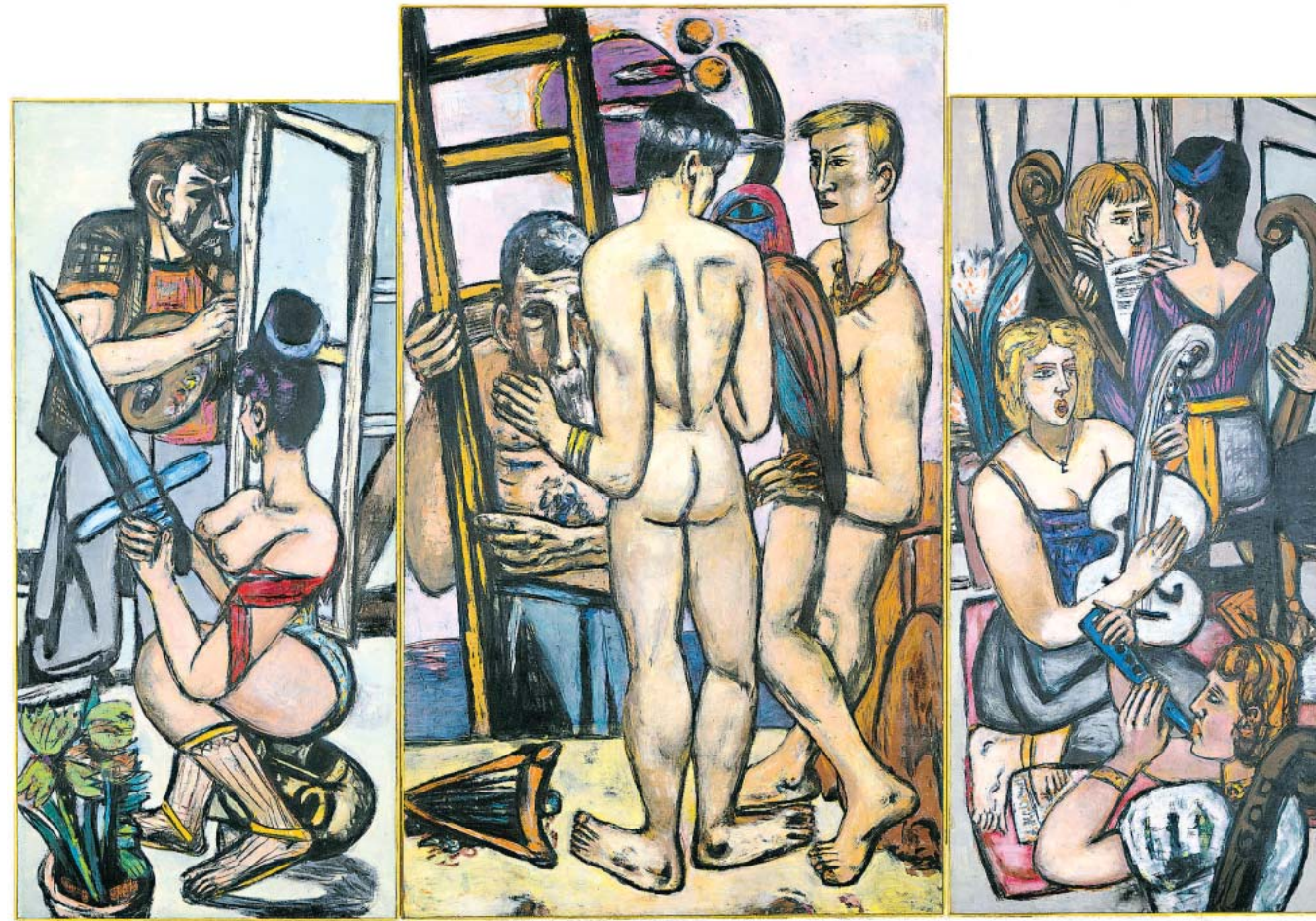
Vertilgungskriege

Schlag nach bei Novalis: Wenn zitieren, dann richtig

Eine schöne Idee war es von den Herausgebern der „Deutschen Zeitschrift für Philosophie“, dem 1943 geborenen, 1998 verstorbenen Panajotis Kondylis ein Heft zu widmen, das auch bisher auf Deutsch unveröffentlichte und nun aus dem Griechischen übersetzte Texte des politischen Denkers enthält (Jg. 60, Heft 3, 2012). Aber die Freude ist nicht ungetrübt. In dem Beitrag „Alte und neue Gotheit“ (1978) zitierte Kondylis auch Novalis, und das liest sich nun so: „Der Intellektuelle ist aus Instinkt Feind des Priestertums. Der Intellektuelle und der Geistliche müssen bis zu ihrer endgültigen gegenseitigen Vernichtung kämpfen, sobald sie als getrennte Gruppen auftreten. Denn beide kämpfen

um den gleichen Platz.“ Alles bibliographisch korrekt ausgewiesen: „Die Christenheit oder Europa“, Schriften II, Darmstadt 1968.

Sollte Novalis schon von „Intellektuellen“ gesprochen haben? Begriffsge-schichtlich wäre es merkwürdig. Sehen wir nach: „Aus Instinkt ist der Gelehrte Feind der Geistlichkeit nach alter Auffassung; der gelehrte und der geistliche Stand müssen Vertilgungskriege führen, wenn sie getrennt sind; denn sie streiten um Eine Stelle.“ Zitate deutscher Autoren, die in fremdsprachigen Texten vorkommen, ins Deutsche zurückzuübersetzen, statt sie nachzuschlagen – wie soll man das nennen? Eine neuere Unart! L.J.



Max Beckmanns „Argonauten“ spielten auf den Kreis der Amsterdamer Untergetauchten an.

Foto VG Bild-Kunst

Die Quadratur der Kreise

In dürftiger Zeit: Hinterbliebene des Stefan-George-Kultes schließen alte Gräben

War es lange Zeit eher ruhig um ihn, so erwacht jüngst wieder das Interesse an Stefan George. Neue Interpretationen widmen sich dem Werk und analysierten den Freundeskreis, den der Meister, wie er sich von seinen Schülern nennen ließ, um sich versammelte. Thomas Karlaufs Biographie legte dar, wie Leben und Schaffen des Dichters eine sorgfältig inszenierte Einheit bilden. Ulrich Raulf schilderte in einer Art Fortsetzung, wie der „Kreis ohne Meister“ nach dessen Tod im Dezember 1933 über dem Konflikt zwischen jüdischen George-Freunden und jenen zerbrach, die das lyrische „Neue Reich“ im NS-Reich verwirklichen wollten.

Doch mit diesem Bruch war die Flamme keineswegs erloschen. Noch immer kreisten deren Trabanten um das in der Dichtung verborgene Arkanum und mühten sich um die korrekte Überlieferung. Ein von der Wilhelm-Fraenger-Gesellschaft vermittelter Rundgespräch spannt den Faden nun da weiter, wo die Bücher von Karlauf und Raulf enden. In Potsdam spürten George-Kenner den Netzwerken nach, die sich noch nach 1945 auf die Gemeinschaftsdenken des Dichters beriefen. In Überlingen, Lübeck, Basel, Minden, Kiel und Chapel Hill scharten ehemalige Jünger exklusive Kreise um sich und trafen sich regelmäßig zu Gesprächen und ritualisierten Lesungen, aus denen nur wenig an die Öffentlichkeit drang. Einen seiner wichtigsten Pole hatte das verborgene Nachwirken Georges in dem Industriellen Robert Boehringer, der in Genf diejenigen versammelte, die dem Meister noch persönlich begegnet waren.

Der entgegengesetzte Pol des George-Kultes lag in Amsterdam. Dort hatte der Privatgelehrte Wolfgang Frommel im Krieg jüdische Knaben vor dem Zugriff der deutschen Besatzer versteckt und mit ihnen George-Gedichte gelesen, um ihr geistiges Überleben zu sichern: deutsche Verse gegen deutsche Barbarei. Max Beckmann verewigte die Untertaucher als „Argonauten“ auf einem Triptychon. Über den einstigen George-Jünger Percy Gothein hielten sie losen Kontakt mit „Geheimen Deutschland“; der Überlieferung nach wollte Gothein für den Kreisauer Kreis über einen niederländischen Sender eine Funkverbindung nach England aufbauen, wurde aber gefasst und kam im KZ Neuengamme um. Nach 1945 gründete Frommel gemeinsam mit den Überlebenden die deutschsprachige Zeitschrift „Castrum Peregrini“, in der die ästhetisch-humanistische Tradition Georges lebendig hielt. Von Genf aus beugten Boehringer und die Seinen diese Aktivitäten misstrauisch bis feindselig: Man konkurrierte um Veröffentlichungsrechte und den Anspruch auf das wahre Erbe des Kreises.

Nach dem Tod der letzten „Argonauten“ haben die Amsterdamer Erben der materiellen Hinterlassenschaften Wolfgang Frommels die Zeitschrift inzwischen eingestellt und lassen die Reliquien des George-Kultes Stückweise versteigern. Im Angesicht des dunkel-Verfalls rücken selbst einstige Rivalen zusammen. Wenn nun der Ökonom Bertram Scheffold, zeitweise Assistent bei Edgar Salin und über seinen Vater Karl eher dem Boehringer-Lager verbunden, in

Potsdam einräumte, dass es Boehringer zumeilen an der charismatischen Freundschaftsfähigkeit gemangelt habe, über die Frommel dem Hamburger Historiker Michael Philipp zufolge im Übermaß verfügte, so war dies eine bemerkenswerte Geste der Annäherung. Denn die Gastgeber der Potsdamer Runde stehen mehrheitlich dem früheren Frommel-Kreis nahe. Während ein Gewitter auf den verwilderten Potsdamer Garten niederprasselte, arbeitete man im Gründerzeit-Ambiente des schon 1964 verstorbenen Kunsthistorikers und Frommel-Freundes Wilhelm Fraenger in ungewohnter Offenheit die Unterschiede der Kreise um George und seinen selbsterklärten Nachfolger Frommel heraus.

Einte beide ein großes Charisma und ein an der Antike orientiertes Bildungspatros, so bedienten sie sich in ihrem pädagogischen Eros gänzlich unterschiedlicher Medien, wie der Hildesheimer Archäologe Wolfgang Christian Schneider ausführte. George wirkte vor allem durch seine Gedichte, die er als konstituierenden Text des Freundschaftsbundes verstand. Das lyrische Werk Frommells dagegen ist schmal. Wenn er auch viele epigonale und einige bemerkenswerte Gedichte verfasste, so war sein eigentliches Element der Brief. Allein der Schriftwechsel mit dem Amsterdamer Untertaucher Friedrich W. Buri füllte ein Regal, berichtete dessen Nachlassverwalter Stephan Bischoff, doch dürfte dies nur der Bruchteil einer über ganz Europa verstreuten Korrespondenz sein, die einen einzigartigen Quellschatz zur Nachwirkung Georges beinhaltet, der noch auf Bergung wartet. BODO MROZEK

Antworten der literarischen Emigranten

Von der RAF mit Luftpost zugestellt, fanden sie ihre Leser in Deutschland

G.47 war das Codezeichen für das erste Heft der Flugschrift „Die Andere Seite“, die ab September 1942 von der britischen Propaganda in Zusammenarbeit mit deutschen Emigranten herausgegeben wurde. Vier Hefte erschienen bis Ende 1943, jedes in einer Auflage von mehreren hunderttausend Exemplaren. Bomber und Spezialballons der Royal Air Force warfen sie über dem Deutschen Reich ab, einige Kontingente durch neutrale Umschläge getarnt. „Die Andere Seite“ veröffentlichte Nachrichten zum Kriegsverlauf, Dokumente zur deutschen Militärstrategie und Informationen über die Verbrechen der SS und der Wehrmacht. Das erste Heft enthält den Bericht „Wie sie sterben“ eines französischen Gefange-

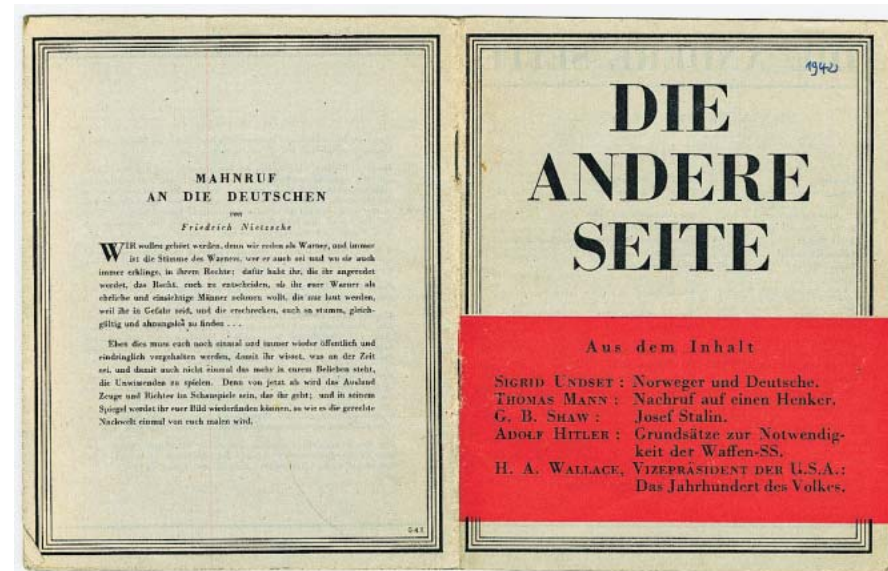
Das Museum des Exils 5
Codezeichen G.47 – Die Flugschrift „Die Andere Seite“

nen über die Geiseler-schießungen im Internierungslager Châteaubriant am 22. Oktober 1941. Während Ernst Jünger im Winter 1941/42 die Vergeltungsmaßnahmen gegen den französischen Widerstand in seiner Denkschrift „Zur Geiselerfrage“ aus Sicht des deutschen Militärs beschrieb, gelangte der Kasserer des französischen Gefangenen an „Die Andere Seite“. Im vierten Heft vom Dezember 1943 erschienen dann auch erste Augenzeugenberichte über Massenerschießungen im Generalgouvernement und über den Holocaust.

Die Zeitschrift wurde von der „Political Warfare Executive“ hergestellt, einer Geheimbehörde für psychologische Kriegsführung. In der Redaktion arbeitete der Schriftsteller Martin Behaim-Schwarzbach (1900 bis 1985), der unter dem Pseudonym Christian Corty publizierte. „Die Andere Seite“ konnte namhafte Mitarbeiter gewinnen. Thomas Mann stellte seine BBC-Reden zur Verfü-

gung, Brecht lieferte unter dem Titel „Der Wirtwenschleier“ eine überarbeitete Fassung seines Liedes „Und was bekam dem Soldaten Weib?“, das er als Reaktion auf die Kriegesereignisse im Winter 1941/42 geschrieben hatte. Thomas Theodor Heine schickte eine Zeichnung aus Stockholm. In der alliierten Flugblatt-propaganda nimmt „Die Andere Seite“ durch ihren literarisch-künstlerischen Schwerpunkt eine Ausnahmestellung

den Studenten Hans Leipelt heißt es: „Als er im Februar 1943 bei seinem Freunde Schulz die von den Engländern über München abgeworfene Broschüre ‚Die Andere Seite‘ liegen sah, nahm er sie an sich und machte auf seiner Schreibmaschine Abschriften der darin enthaltenen Aufsätze, insbesondere der Gedichte ‚Der Wirtwenschleier‘ von Bert Brecht und ‚Auch die Fische warten‘ von Christian Corty sowie des Aufsatzes ‚Nachruf



Das erste Heft wurde im September und Oktober 1942 über dem Deutschen Reich in einer Auflage von 780 000 Exemplaren abgeworfen.

Foto Deutsches Literaturarchiv

ein. Es wurden vor allem Texte der Gegenwartsliteratur gedruckt, etwa von Rilke, Stefan George, Shaw und John Steinbeck. Bemerkenswert ist im vierten Heft das im Konzentrationslager Buchenwald entstandene, nach England geschmuggelte Sonett „De profundis“ eines Unbekannten. „Die Andere Seite“ zirkulierte auch im Umkreis der „Weißen Rose“ und veröffentlichte im vierten Heft das letzte Flugblatt der Widerstandsgruppe. Im Todesurteil des Volksgerichtshofs gegen

auf einen Henker“ von Thomas Mann.“ Von den vielen Exemplaren, die die RAF über Deutschland abwarf, haben sich nur sehr wenige erhalten. Eine komplette Serie ist im Deutschen Literaturarchiv überliefert. ARNO BARNERT

Arno Barnert ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Deutschen Literaturarchiv Marbach. „Die Andere Seite“ wird vom 27. September 2012 bis zum 27. Januar 2013 in der Ausstellung „Kassiber. Verbotenes Schreiben“ im Literaturmuseum der Moderne, Marbach am Neckar, gezeigt.

Kissinger liest Burke

Spekulation

Die New Yorker Monatszeitschrift „The New Criterion“ feiert ihren dreißigsten Geburtstag mit der Stiftung eines Edmund-Burke-Preises. Im Juniheft ist die Dankesrede des ersten Preisträgers abgedruckt. Henry Kissinger sprach über „Die Grenzen des Universalismus“. Der im Jubiläumsjahr verstorbene Gründer der Zeitschrift, Hilton Kramer, hatte die Kanzel des Chefkunstkritikers der „New York Times“ geräumt, um mit Unterstützung konservativer Stiftungen seine Predigten gegen die Verirrungen des Zeitgeistes nur noch an die *unhappy few* zu adressieren.

Unter den Gästen beim Galadinner zu Kissingers Ehren war der Filmregisseur Whit Stillman, der im Abstand von ungefähr zehn Jahren Filme über das unglückliche Bewusstsein der von der Gewissheit des Niedergangs ergriffenen New Yorker Oberschicht dreht. Sein jüngstes Werk „Damsels in Distress“, ein bizarrer Abgang auf das Rittertum im Liebesleben der akademischen Jugend, wurde beim zweiten Einsatz auf der Lower East Side jetzt mit dem Gütesiegel „Back by elite demand“ beworben.

Kramers Bruch mit der „Times“, dem liberalen Leitmedium, dessen Urteile er heute kaum noch zu vergegenwärtigendes Prestige genossen, war eine ähnlich theatrale Aktion wie Burkes Abwendung von der Parteiführung der Whigs im Streit um die Französische Revolution. Als Parteigänger der klassischen Moderne in der lokalen Variante des Abstrakten Expressionismus hatte sich Kramer einen Namen gemacht. Diesen Überzeugungen schwor er nicht ab. Sein Konservatismus attackierte die Postmoderne vom Boden des Modernismus aus. So wies Burke die englischen Sympathisanten der Jakobiner als Herold der Ideen von 1688 in die Schranken. Er appellierte „von den neuen an die alten Whigs“. Bei vielen Neokonservativen unseres Zeitalters war diese Formel beliebt. Diese heimtosen Liberalen warfen ihren einstigen Genossen vor, in der Außen- wie in der Sozialpolitik die Selbstbestimmung verraten zu haben.

Kissingers Rede ist eine kühle Abrechnung mit den Neokonservativen, die in seiner Darstellung tatsächlich die wahren Liberalen sind – aber im schlechten Sinne des Wortes: besetzt von geschichtsphilosophischer Hybris, die durch guten Willen vernünftige Verhältnisse auf der ganzen Welt erzwingen will. Diese vermeintlichen Konservativen, die amerikanische Werte durch Revolutionsexport verbreiten, sind Virtuosen eines abstrakten Expressionismus folgenloser Gesten, denen der lange Atem des Staatsmanns abgeht. Der Doktrin des universalen humanitären Interventionismus setzt Kissinger unter Berufung auf Burke die Erinnerung an die Zweideutigkeit der Umstände entgegen. Die Außenpolitik müsse einen Sinn für Kultur entwickeln, für Nuancen.

Das alles ist schlüssig und bündig. Aber der KabinettspolitiKER Kissinger gibt den Maximilien Burkes eine handliche, prosaische Fassung. Der Rhetor, dessen ungezügelt Passion die Romantiker faszinierte, lässt den Mann der Geheimdiplomatie kalt. Die Staatskunst suche nicht den Triumph im apokalyptischen Showdown, belehrt Kissinger die Neokonservativen, ohne sich davon irritieren zu lassen, dass Burkes Kampagnen in Westminster darauf ausgelegt waren, alle moralischen Kräfte für eine Entscheidungsschlacht zu mobilisieren. Obwohl Kissinger den Schulgegensatz von Realisten und Idealisten als trügerisch abtut, weil „Ideale auch Teil der Wirklichkeit“ seien, bleibt seine Analyse der Grenzen demokratischer Außenpolitik genau dort bei der Faktizität von Akzeptanzproblemen stehen, wo Burke die Moralität parlamentarischer Verhältnisse als Handlungsrahmen bestimmt. Die Versuche, die politischen Strukturen in Vietnam, dem Irak und Afghanistan im Krieg zu verändern, sind, behauptet Kissinger, daran gescheitert, dass die amerikanische Öffentlichkeit keinen Appetit auf lang andauernde Interventionen hat. Burke gewann dem analogen Befund eine normative Pointe ab: „In hundert Fällen ist das Interesse unseres Reiches kaum zu vereinbaren mit dem Interesse unserer Verfassung.“

Wie es sich für einen Ehrengast des „New Criterion“ ziemt, hebt Kissinger den Gedanken des Erbes hervor. Er zitiert einen Satz aus den „Betrachtungen über die Revolution in Frankreich“, dem David Bromwich die Qualität eines Schlüssels zugesprochen hat: „Leute, die nie auf ihre Vorfahren zurückblicken, schauen auch nicht voraus auf die Nachwelt.“ Wie Bromwich erläutert, ging Burkes Verteidigung des ererbten Eigentums einher mit seiner Polemik gegen das Finanzkapital. Kissinger führt das Zitat an, um ein Publikum zu tadeln, das nicht mehr bei den Vorfahren nachschlägt, sondern im Internet. Die dringlichste kulturelle Aufgabe des burkeischen Konservativen, so endet die Rede, sei die Bekämpfung der Gefahr, die von sozialen Netzwerken ausgehe: der Konstituierung von Identität durch vorübergehende „Freundschaften“, der Ersetzung des Nachdenkens durch die Verarbeitung von Reizen. Burke beschrieb das Netzwerk der Menschheitsfreunde als fingierte Gemeinschaft, die sich an die Stelle der Nationen zu setzen drohe. Aber er nannte die Interessen hinter den falschen Versprechen des Kosmopolitismus beim Namen. Keine Spekulation ohne Spekulant. Kissinger begnügt sich mit Kulturkritik. PATRICK BAHNERS